

LUDWIG FEUERBACH
SÄMTLICHE WERKE

NEU HERAUSGEGEBEN
VON WILHELM BOLIN UND FRIEDRICH JODL

NEUNTER BAND
ZWEITE, UNVERÄNDERTE AUFLAGE

Theogonie

nach den Quellen des classischen, hebräischen
und christlichen Alterthums

VON LUDWIG FEUERBACH

DURCHGESEHEN UND NEU HERAUSGEGEBEN

VON WILHELM BOLIN



FROMMANN VERLAG GUNTHER HOLZBOOG

Die von Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl besorgte Edition,
deren zweite, unveränderte Auflage hier vorliegt,
erschien erstmals in den Jahren 1903 bis 1911 im gleichen Verlag
unter dem Titel: »Ludwig Feuerbachs Sämtliche Werke«.

©

Frommann Verlag Günther Holzboog gegründet 1727
Stuttgart-Bad Cannstatt 1960

In der vom Autor selbst besorgten Gesamtausgabe seiner Werke ist die Theogonie als Bd. 9. veröffentlicht, in unmittelbarem Anschluss an die Heidelberger Vorlesungen, die Bd. 8 bilden. Beides ist auch in der neuen Ausgabe geschehen. Die Theogonie war zur Zeit der Vorlesungen, der Absicht und Anlage nach, schon in der Niederschrift begriffen. Man findet in den den Vorlesungen beigefügten Anmerkungen ein grösseres Bruchstück, das sich als zur Theogonie gehörig ausweist.

Bestätigt wird dies durch einen Brief an seinen Verleger Otto Wigand. An diesen schreibt er den 3. März 1848 aus Bruckberg, also um die Zeit, wo er an der dritten Auflage vom Wesen des Christenthums arbeitet, die erst in dieser Neuauflage als Bd. 7 den Werken angereicht wurde; und acht Monate vor den Heidelberger Vorlesungen, die vom Spätherbst 1848 bis zum Frühling 1849 gehalten wurden, folgendes: „Ich wollte meine vielfachen Studien, die ich noch nach Erscheinen meines W. d. Chr. lediglich in Bezug auf diese Schrift gemacht hatte, in einem besonderen Band niederlegen, um Satz für Satz die historische Richtigkeit und Wahrheit meiner Gedanken zu beweisen. Aber wozu soll ich mich länger mit dieser abstracten trostlosen Materie plagen? Wozu den deutschen Gelehrten und Philosophen noch eine besondere Eselsbrücke bauen?“

Nach Veröffentlichung der Vorlesungen zeigen auch andere Briefe, dass er seitdem an der Theogonie weiter arbeitete.

Fast durchgehend bezeichnet er das Werk als „Eselsbrücke“, eigens auf die Beschämung der Zunftgelehrten abgesehen, die nur vor altclassischen Citaten wirklich Respect haben.

Sechs Jahre angestrenzter Arbeit gestatteten Ostern 1857 die Veröffentlichung der Theogonie. Sie wurde von der Lesewelt mit lautloser Stille empfangen, genau wie 1851 die Buchausgabe der Vorlesungen. Dieser frühere Misserfolg war ihm damals, im Siegestaumel der herrschenden Rückwärtserlei, begreiflich. Aber das nämliche Verhalten beharrte noch sechs Jahre, weil man befissen war, jede Erinnerung an das „tolle“ Jahr, dessen Vorläufer Feuerbachs Ruhm begründet hatten, vollständig zu tilgen. Es war wie ein Stillstand in der Geschichte, wobei allen ihrer gedeihlichen Fortentwicklung feindlichen Mächten der Weizen blühte.

„Es ist auffallend,“ schrieb Feuerbach im Herbst 1860 an einen jüngeren Freund, „wie im Ignoriren dieser Schrift, in der immense Studien . . . stecken, meine Freunde und . . . Feinde übereinstimmen. Wohl hat A. Ruge sie zur Sprache gebracht, aber mit mehr Uebel- als Wohlwollen.“ Ruge stecke noch gänzlich im Banne des Hegelthums, bemerkt Feuerbach, und beurtheile ihn von dem Standpunkte aus, unvermögend den Unterschied dieser Schrift von seinen früheren einzusehen, die nur die Anfänge und Ansätze zu dem gebracht, was hier mit voller Wahrheit und Zuversicht ausgesprochen sei. „Sie ist,“ heisst es an einer anderen Stelle, „ungeachtet des für den oberflächlichen Blick abschreckenden antiquarischen Wustes nach meinem Urtheil meine einfachste, vollendetste, reifste Schrift, in der ich . . . das, was ich in den früheren Schriften in der Form ermüdender philosophischer Beweise gab, hier in der Form unmittelbar in sich seliger Gewissheit ausspreche. . .“

Diesen von ihm selbst so stark empfundenen Eindruck hatte Feuerbach durch das, was er „den abschreckenden

antiquarischen Wust“ nannte, schwer geschädigt. Man versteht heute sehr wohl den Ursprung dieser Beigaben. Feuerbach wollte sein Ansehen in gelehrten Kreisen wieder herstellen, welches ihm durch die in Heidelberg vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vorlesungen gelitten zu haben schien. Jener erste Versuch einer „Universitäts-Ausdehnung“ stand völlig isolirt in der deutschen Wissenschaft. Freilich hatte Feuerbach nicht verabsäumt, der Buchausgabe der „Vorlesungen“ einen wissenschaftlichen Apparat in Anmerkungen mitzugeben, der für jeden Kundigen die tiefen und gründlichen Studien verrathen musste, aus welchen diese Vorlesungen erwachsen waren. Gleichwohl war das Buch fast völlig unbeachtet geblieben. Mit der „Theogonie“ wollte er sich die Beachtung der gelehrten Welt erzwingen; zeigen, dass er sich im Besitze aller wissenschaftlichen Hilfsmittel und einer umfassenden Belesenheit befinde; vielleicht auch seine Gedanken gegen jeden Einspruch gefeit machen und auf ein unangreifbares Beweismaterial stützen.

Aber der erwartete Erfolg blieb auch diesmal aus. Nicht wegen der Schwäche der Arbeit, sondern wegen der Schwäche der Zeit, welche eine so radicale Ansicht vom Wesen der Religion umso weniger zu ertragen, ja nur zu erörtern gewillt war, je fester der Autor sie begründet hatte. Und diese nämliche Methode, welche aus zeitgeschichtlichen Gründen der gelehrten Welt gegenüber so völlig versagte, brachte das Buch auch um seinen Erfolg bei jenen weiteren Leserkreisen, die sich Unabhängigkeit der Gesinnung und Bedürfniss nach Aufklärung aus der grossen Katastrophe gerettet hatten. Sie waren von den hochgelehrten Zuthaten abgeschreckt und standen dem Werke, das so viel zu geben vermocht hätte, rathlos gegenüber. Und doch lag das Hauptgewicht nicht im Sprachlichen, sondern in einer neuen Wieder-

gabe seiner ganzen Religionserklärung, die aus den Grundzügen der menschlichen Natur und den Anschauungen der Vorzeit, wie sie namentlich bei den Dichtern zum Ausdruck kommen, mit grosser Anschaulichkeit und überzeugender Klarheit entwickelt wurde.

Dass der Autor mit jener fatalen Rücksichtnahme auf die Gelehrten bei seinem Buche sich vergriffen hatte, leuchtet ihm selbst allgemach ein. Als er einige Jahre später im 10. Bande seiner Werke eine neue Abhandlung zur Theogonie brachte, die einen lehrreichen Einblick in die religiösen Vorstellungen der alten Römer gewährte, wurde das für Fachleute Erforderliche in die Anmerkungen verlegt, während der gediegene Inhalt von einsichtigen Lesern überhaupt gewürdigt werden konnte.

Aus diesen Gründen war bei der gegenwärtigen Neuauflage, die beide Arbeiten zur Theogonie enthält, an eine buchstäbliche Reproduction des älteren Werkes nicht zu denken. Das wäre falsche Pietät gewesen. Was Feuerbach selbst als „Wust“ bezeichnet hatte, musste getilgt werden. Die Ausführung der späteren Arbeit ward für die Druckbehandlung der früheren maassgebend. Die Aufschlüsse philologischer Natur sind für die Religionserklärung nebensächlich. Ganze Partien im Buch, wo Feuerbach sich in sprachlichen Erörterungen ergeht und den religionsphilosophischen Gehalt bei Seite schiebt, wurden in die Anmerkungen übergeführt. Es konnte geschehen, ohne dass die Darstellung als solche irgend welche Einbusse erlitt. Denn dasjenige, was auf Grund solcher Erörterungen ermittelt wird, hat Feuerbach stets in gemeinverständlichen Ausführungen niedergelegt, die ihren Eigenwerth haben. Das Ganze erhält so das Gepräge einer Einheitlichkeit, die das, worauf es dem Autor zunächst ankam, mit grösster Entschiedenheit zur Geltung bringt.

Möge die Schrift nunmehr, ihrer schwerfälligen Citatentrüstung entkleidet, die ihr lange vorenthaltene Beachtung und Verbreitung finden. Feuerbachs Name ist wohl weit vorgedrungen, nicht so was er geleistet. Das ungeprüfte Ansehen der Herkömmlichkeit hält noch die Anschauungen aufrecht, die er zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht. Es ist hohe Zeit, dass die Ausgeburten der Ueberlieferung, die nur zu lange ihre angemaasste und oft sogar bedrohliche Gewalt ausgeübt, als in der Einbildung wurzelnd erkannt werden, wie er dies überzeugend nachgewiesen.

Der Band enthält auch die spätere Abhandlung zur Theogonie in der Ausgabe von 1866. Sie ist ein wörtlicher Wiederabdruck, bis auf eine Stelle gegen Ende. Der Autor bringt dort eine anstössige Aeusserung Augustins lateinisch im Text, statt in einer Anmerkung, wie hier geschehen.

Wilhelm Bolin.

1. Achilleus' Zorn und Zeus' Wille.

Wenn die Theologie in dem Zwischensatz des fünften Verses im ersten Gesange der Ilias:

„So ward Zeus' Wille vollendet“*

den Beweis findet, dass Homer das Schicksal der Menschen vom Willen der Götter abhängig gemacht habe, dass daher nur in der Theologie der Schlüssel zur Ilias enthalten sei; so sieht dagegen die Anthropologie, welche überall hinter die Theologie zurückgeht, aber eben dadurch ihr auch um eine erkleckliche Strecke vorauskommt, schon in den ersten Versen dieses Heldenedichts das Geheimniss der Theologie in ihrem, im anthropologischen Sinne aufgelöst.

Homer beginnt ja nicht, wie er doch hätte beginnen sollen, wenn die Theologie Recht hätte, mit den Worten etwa: „Singe den Zorn, o Göttin, des Herrschers im Donnergewölk, Zeus', jenen verderblichen, der den Achäern unennbaren (unzähligen, unendlichen) Jammer erregte, und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Ais sendete, aber sie selbst zum Raub ausstreckte den Hunden und dem Gevögel; allein so ward Zeus' Wille vollendet“; nein! Homer beginnt mit dem verderblichen Zorn des Achilleus; er setzt also dem Zeus den Achilleus, dem göttlichen Willen den menschlichen Unwillen voraus.

Achilleus nämlich, auf's tiefste empört über die ihm von dem Oberfeldherrn Agamemnon zugefügte Beleidigung, be-

* Nach Voss. Diese Uebersetzung gelangt hier in der Regel zur Anwendung, jedoch, wie sogleich die Verbesserung des zweiten brandigen Verses dieser Uebersetzung zeigt, stets, wenigstens da, wo es auf's Wort ankommt, mit den nöthigen Berichtigungen. Diese Bemerkung gilt auch von der Lutherischen Bibelübersetzung.

schliesst sich dadurch an demselben zu rächen, dass er ihm seinen Beistand wider die Troer entzieht. Er wendet sich daher an seine göttliche Mutter Thetis und bittet sie, den Zeus zu vermögen: „den Troern Schutz zu gewähren, aber zurückzudrängen zum Lager und Meer die Achäer niedergehaun, bis sie alle sich sättigen ihres Gebieters, auch er selbst, der Atride, der Völkerfürst Agamemnon kenne die Schuld, da den Besten der Danaer nichts er geehret“. (Ilias 1, 407—411.) Thetis bringt den Rachewunsch ihres Sohnes vor den Thron des Allmächtigen mit den Worten: „Vater Zeus, gewähre mir dieses Verlangen! O räch' ihn du, Olympier, Ordner der Welt Zeus! Stärke die Troer so lange mit Siegeskraft, bis die Achäer meinen Sohn mir geehrt und hoch mit Ehren verherrlicht“. (Vers 507—9.) Und Zeus winkt ihr mit dem Haupte zu, zum Zeichen, dass ihre Bitte gewähret sei. „Denn nie ist,“ sagt er, „wandelbar oder betrüglich, noch unvollendet das Wort, das mit winkendem Haupt ich gewährt. Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion, und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.“ (525—29.) Dieser Moment ist es bekanntlich, den Phidias in seinem olympischen Zeus verkörpert hat. Dieser Moment ist aber gerade der, wo Zeus den Wunsch des Achilleus gewährt — ein plastischer, handgreiflicher Beweis, dass der höchste Ausdruck und Act der göttlichen Macht und Majestät nicht der Act der Verneinung, sondern der Gewährung menschlicher Wünsche ist.

Zwar gewährt Zeus den Wunsch des Achilleus nicht unmittelbar ihm selbst, sondern seiner göttlichen Mutter, welche sich hohe Verdienste um Zeus erworben, welche ihn einst „geschirmt vor schmählicher Kränkung“. Eustathius* bemerkt daher in seinem Commentar zum Homer (Leipz. A.) zu Ilias 13, 350: „Ruhm nur schafft er der Thetis und ihrem erhabenen Sohne“, dass hier der Dichter berichtige, was er vorher Vers 347 unbedacht gesagt, indem er hier nur den

* Erzbischof von Tesselonich, gest. 1194.

Achilleus genannt habe: „Zeus beschied den Troern den Sieg und dem göttlichen Hektor, Peleus' rüstigen Sohn zu verherrlichen“, während er hier die Thetis, durch die auch Achilleus verherrlicht werde, voraussetze. Aber wer kann denn die zärtliche Mutter, die gar kein selbständiges Interesse hat, die nur von der Liebe zu ihrem Sohne aus dem Dunkel des Meers an's Licht hervorgetreten, nur von seinen Wünschen beseelt und bewegt wird, für sich selbst hervorheben? Was Zeus der Thetis gewährt, das gewährt er dem Achilleus selbst. Zeus selbst bestätigt dies, lässt den Unterschied zwischen Thetis und Achilleus ganz fallen, wenn er Ilias 15, 72—75 — Verse, die übrigens nebst den vorangegangenen von V. 56 an von den alten Kritikern verworfen, auch von einigen neueren wegen sprachlicher Kleinigkeiten beanstandet, von anderen aber wohl mit Recht sogar als nothwendig und wesentlich festgehalten werden — sagt: „Ich werde nicht eher meinen Zorn legen, noch irgend einen der Götter den Danaern helfen lassen, bis des Peleiaden Wunsch oder Verlangen erfüllt ist, wie ich ihm (nicht: ihr) versprach und mit meinem Haupte zuwinkte an jenem Tage, wo Thetis meine Kniee erfasste flehend, den Städteverwüster Achilleus zu ehren“.¹ Auf den Unterschied zwischen Achilleus und Thetis, wenigstens in diesem Punkte, wovon es hier sich handelt, ein Gewicht legen wollen, ist ebensoviel, als wenn man zwischen dem Wunsch und dem Wünschenden, dem Gebete und dem Betenden unterscheiden und etwa sagen wollte: Gott hat nicht ihn, sondern sein Gebet, oder erst das Gebet und dann ihn selbst erhört, ob es gleich richtig ist, dass er nur durch das Gebet den verlangten Gegenstand erhalten hat, und man sich daher poetisch das Gebet als ein zwischen der Gottheit und Menschheit vermittelndes Wesen vorstellen kann.

Wenn nun aber Zeus Achilleus' Rachewunsch gewährt, so könnte es statt: „so ward Zeus Wille vollendet“, ebenso richtig heissen: so ward Achilleus Wille vollendet; denn sein Zorn war kein bestialischer, kein verstand- und bewusstloser. In dem Streit mit Agamemnon, als dieser gedroht hatte, ihm sein Ehrengeschenk, „die rosige Tochter des Brises“ zu nehmen,

liess sich wohl Achilles so sehr vom Zorne hinreissen, dass er sich an ihm thätlich vergreifen wollte; aber gerade in dem Momente, wo er zur That schreiten will, da erscheint ihm Athene, da kommt er zur Besinnung und Einsicht, dass er auf eine unendlich gehalt- und ehrenvollere Weise sich an seinem Beleidiger räche, wenn er diesem die demüthigende Selbsterkenntniss bereite, dass er ungeachtet seiner höheren Stellung und Macht ohne Achilleus nichts sei und vermöge. Die „tausendfältigen Schmerzen“ oder wie es Voss übersetzt, der „unnennbare Jammer der Achäer“, der Tod so vieler Heldensöhne war eine unausbleibliche, voraussichtliche und eben deswegen von Achilleus beabsichtigte Folge seiner freiwilligen Entfernung vom Kampfplatz; denn er wusste, dass er „der Beste der Danaer“, „solch ein Mann, wie keiner der erzumschirmten Achäer in der Schlacht“ (Ilias 18, 105), dass er „die grosse Schutzwehr den Achäern gesammt im verderbenden Kriege“ (1, 283); „dass er allein dem Hektor gewachsen“ (Ilias 9, 351 bis 55), er allein befähigt und berufen war, die feindliche Macht auf's Haupt zu schlagen, den göttlichen Hektor zu Boden zu strecken, dass also mit ihm auch zugleich das Kriegsglück die Achäer verlassen werde. Er sagt ja selbst ausdrücklich voraus: „Wahrlich vermisst wird Achilleus hinfort von den Söhnen Achaias allzumal; dann suchst du umsonst, wie sehr du dich härmest, Rettung, wenn sie in Schaaren, vom Männermordenden Hektor niedergestürzt, hinsterben.“ (Ilias 1, 240—243.)

Wenn der unnennbare Jammer wirklich Zeus' Wille war, warum wenden sich denn die homerischen Helden nicht allein an diesen Willen, um ihn abzuändern? Warum an den Achilleus und zwar mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, mit Bitten, mit Geschenken, mit Personen, die ihm die liebsten und angenehmsten der Achäer? Warum sagt Odysseus zu Achilleus (Ilias 9, 247): „Wohlauf! wenn das Herz dir gebeut (wenn du willst, strebst, gesonnen bist), die Männer Achäas, jetzt auch spät zu befreien aus der drängenden Troer Getümmel“, ferner (Vers 251): „Sinn' umher, wie du fernest den schrecklichen Tag der Achäer!“ endlich (300):

„wenn Atreus' Sohn zu sehr dir im Herzen verhasst ist, Er und sein Geschenk; o! so schau der andern Achäer drängende Noth mit Erbarmen“ (habe Mitleid, erbarme dich)? Warum bedauert Achilleus selbst später (19, 61), dass so viel Argeier gefallen wären, „weil (während) ich im Zorne beharrte“ wenn nicht der unnennbare Jammer Achilleus' eigener, unbeugsamer Wille war? Warum anders heisst ausdrücklich (15, 598) die Bitte oder der Wunsch der Thetis, d. h. des Achilleus, denn ihr Wunsch stammte ja nur aus seiner Brust, ein ungeheurer (ungebührlicher, ungerechter), „unheilbringender“, „grausamer“ Wunsch? Warum Achilleus selbst ein Unbarmherziger (16, 33), sein Herz ein verderbliches, grausames (14, 139)? Warum anders so bedeutungsvoll gleich am Anfang sein Zorn ein unheilbringender, ein verderblicher? Doch ja! das Unheil der Achäer war Zeus' Wille, aber nur, weil es Achilleus wollte, gleichwie Zeus nur zürnte — „ich lasse nicht eher meinen Zorn“ — weil und so lange Achilleus zürnte.

Aber sagt denn nicht ausdrücklich Achilleus (Ilias 19, 270): „Vater Zeus traun grosse Verblendungen giebst du den Männern! Nimmermehr wohl hätte den Muth in der Tiefe des Herzens (das Herz im Busen) Atreus' Sohn mir empört so fürchterlich (durch und durch) oder das Mägdlein weg mir geführt mit Gewalt der Unbiegsame, sondern fürwahr Zeus wollte nur vielen den Tod in Argos Volke bereiten“. Achilleus sagt dies aber, nachdem er sich bereits mit Agamemnon wieder ausgesöhnt, seinem Zorn entsagt hat, sagt es also in einem Momente, wo der Mensch frei ist von einer Leidenschaft, weil er sie befriedigt hat, wenn auch nur, wie hier, zu seinem eigenen Unglück, die in derselben begangenen Handlungen daher nicht mehr als die seinigen anerkennt, nicht mehr ihre Ursache in sich findet, und sagt es nur, um sich und den Agamemnon zu entschuldigen und so jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Aussöhnung zu beseitigen; denn wie sollten die nicht sich gut sein, welche nicht aus eigenem Antriebe sich feind geworden sind? Ebenso sagt Agamemnon, um sich zu entschuldigen, in demselben Gesange (Vers 86) „doch trag ich dessen die Schuld nicht, sondern Zeus, das

Geschick und das nächtliche Schrecken Erinys (die im Dunkeln wandelnde Rachegöttin), die in der Volksversammlung zum heftigen Fehl mich verblendet jenes Tags, da ich nahm sein Ehrengeschenk dem Achilleus. Aber was konnt' ich thun? der Gott vollendet ja Alles“. Agamemnon hat aber früher selbst auf Nestors Vorwurf sich, nicht den Zeus, als den Urheber des verhängnissvollen Zwiespalts angegeben, wenn er gesteht: „ja ich fehlt', bethörte mich, verging mich“, „handelte verblendet“, dem schädlichen (unheilvollen, „bösaartigen“, „unseligen“), Sinne gehorchend“ (Ilias 9, 116 und 119); ja schon im zweiten Gesange (Vers 378) eingestanden, dass er den Streit angefangen habe. Freilich führt er auch hier ein paar Verse vorher die Ursache davon auf den Zeus zurück, und später (19, 137) sagt er in Einem: „nachdem ich gefehlt und Zeus die Besinnung mir wegnahm“, gleichwie auch schon (9, 377) Achilleus von ihm sagt: „ihm raubte der waltende Zeus die Besinnung“. Aber dieser Zeus, dessen Bedeutung sich erst später ergeben wird, unterscheidet sich nicht von dem Zorn, der den Agamemnon ergriff (1, 387), nicht von dem eben genannten „schädlichen“ oder, wie sich Achilleus ausdrückt, „verderblichen Sinne“ (1, 342), nicht von dem „hochherzigen Geiste“, wie Nestor (9, 109) freundschaftlich beschönigend den Herrscherhochmuth Agamemnons nennt.²

Doch lassen wir auch diesen Zeus den Zeus im gewöhnlichen Sinne sein! Beide, Agamemnon und Achilleus haben Recht; denn ohne Ate, d. h. Verblendung, Thorheit, Unbesonnenheit, und ohne Hybris, d. h. Uebermuth (Ilias 1, 203, wo „Hybris“ keineswegs die Frevelthat oder Gewaltthat bedeutet) hätte Agamemnon nicht gefehlt; nein! Ate und Hybris nur waren die Ursache seiner Gewalthat; sie aber sind, und zwar noch heutigen Tags, mächtige, hochgestellte Wesen, haben selbst Theil an dem Weltregiment, an dessen Spitze Vater Zeus steht. Mit Recht verflucht daher Achilleus im Schmerz über Patroklos' Tod mit seinem Zorn und Streit auch den Zorn und Streit überhaupt: „möchte der Zank (Streit, Zwietracht) aus Göttern und sterblichen Menschen vertheilt sein, und der Zorn, der selbst auch den Weiseren